

Frischer Wind in alte Kirchenmauern

1958–1968: Ein Zeitfenster für die Moderne?

■ PETER PAUL KASPAR



Peter Paul Kaspar, Akademiker- und Künstlerseelsorger in Linz, Musiker und Buchautor, lehrt an der Anton Bruckner Universität Linz.

Meine persönlich gefärbte Erinnerung an das Jahrzehnt von 1958 bis 1968 (in meinem Lebensalter zwischen 16 und 26) erscheint mir heute wie ein Blick durch ein – inzwischen fast schon wieder geschlossenes – Zeitfenster.

1958 – Ein Papst stößt die Fenster auf

Als 16jähriger Zögling des Knabenseminars in Hollabrunn erlebte ich damals einen spirituellen Kulturschock. Der im Herbst verstorbene Papst Pius XII. war so etwas wie ein wandelnder Heiliger – eine große, schlanke Gestalt, in feierliches Weiß gekleidet, stets ernster Miene, die Arme ausgebreitet, häufig wie beim Gebet die Hände gefaltet oder zum Segen erhoben.

Und dann kam mit dem neuen Papst die Enttäuschung und eine auffallende Kontrastfigur: Johannes XXIII., eher klein, ziemlich beleibt, ein vergnügter Bauernsohn, stets fröhlich und zu Scherzen aufgelegt. Dass damit einem Monarchisten und einem dem katholischen Faschismus (wie etwa in Spanien) zugeneigten Kirchenführer ein Demokrat gefolgt war, erfuhr ich erst später in ganzer Tragweite.

Wir Jungen fanden das nach den ersten Irritationen erfreulich, erlebten die Ankündigung des Konzils (1959) als aufregend, und begannen darüber zu rätseln, welche Änderungen der Kirche für die folgenden Jahre bevorstünden. Der Sturz der Autoritäten, der schon in wenigen Jahren Kirche und Gesellschaft erschüttern sollte, war damals für uns nicht vorherzusehen. Aber man fand es gut, im fröhlichen Papst Autorität in warmherziger und menschlicher Ausübung erleben zu können. Und dass er die Kirche aufrief, sich selbst durch ein Konzil zu reformieren, statt von oben herab eine autoritäre Reform anzuordnen, öffnete die Fenster und Türen der Kirche weit und nachhaltig. Er selbst sprach mit

diesen Worten über das Vorhaben und verwendete das Bild von der Öffnung und dem frischen Wind als Metapher für eine erneuerte Kirche.

In meinem eigenen Leben im Wiener Priesterseminar seit 1960 und am Collegium Canisianum in Innsbruck ab 1962 zeigte sich die neue Freiheit in eigenwilligen Entscheidungen: Ich zog mit zwei Freunden aus dem von uns als verstaubt und konservativ empfundenen Seminar in Wien zu den Jesuiten nach Innsbruck – nicht um selbst Jesuit zu werden, sondern um das Brüderpaar Rahner als Professoren zu erleben. Hugo schon krank, aber eine legendäre Figur unter den Studenten, Karl als der berühmte Dogmatiker und Konzilstheologe. Jungmann, der Pionier der Liturgiewissenschaft war schon emeritiert, jedoch noch im Jesuitenkolleg und im Canisianum erlebbar. Dass ich neben meinem Theologiestudium ein Musikstudium absolvierte, wurde bezeichnenderweise von den vorgesetzten Jesuiten gefördert und gelobt, aber vom Wiener Seminarregens kritisch kommentiert. Die internationale Studentenschar am Innsbrucker Kolleg und das gleichzeitig ablaufende Konzil erweiterten meinen Wiener Horizont im Blick auf die Weltkirche.

Endlich am Ziel

Nach einem Diakonatsjahr in Wien wurde ich schließlich zu Pfingsten 1966 von Kardinal König zum Priester geweiht. Bei meiner Primiz in Wien bestaunten die Wiener Besucher einen „waschechten“ nigerianischen Freund als Diakon – ein

damals noch ungewohnter Anblick. Die Rückkehr nach Wien hatte ich als einen Rückschritt auf dem Weg zu meiner persönlichen Freiheit empfunden: In Innsbruck trug man den Talar als Priesterkleidung nur im Gottesdienst, sonst ging man in Zivil. In Wien hingegen war der Priesterkragen zum dunklen Anzug auch im Alltag Pflicht. Als Kaplan in Hainburg an der Donau hielt ich mich noch daran. Als ich im Herbst 1968 in eine Wiener Stadtpfarre und als Religionslehrer an ein Mädchengymnasium meines Heimatbezirkes wechselte, nützte ich die Übersiedlung dazu, die Priesterkleidung außerhalb des Gottesdienstes ein für allemal aufzugeben. Den Wechsel des bürgerlichen Outfits verstand ich als Ausdruck meiner doch irgendwie gewandelten Identität: Als autonomer Bürger im Dienst der Kirche.

1968 – Die Fenster werden langsam wieder geschlossen

Dieses Jahr war außerhalb von Politik und Kultur auch in der Kirche ein Wendejahr. Ich erinnere mich, im Sommer, knapp vor meiner Übersiedlung in eine Wiener Arbeiterpfarre (St. Brigitta im 20. Bezirk) auf einer Urlaubsreise in Deutschland im Autoradio vom Erscheinen der päpstlichen Enzyklika „Humanae Vitae“ gehört zu haben. Das Entsetzen über diese Nachricht hat sich in meiner Erinnerung so sehr eingegraben, dass mir sogar die Autofahrt noch präsent ist. Das Verbot der „künstlichen Empfängnisregelung“ wurde von uns jüngeren Priestern sofort als brisanter Konfliktstoff erkannt und heiß diskutiert. In einer dicht besetzten nächtlichen Versammlung eines großen Kreises junger Seelsorger in Schwechat reichten die Wortmeldungen von offenem Protest bis zur Möglichkeit der Amtsniederlegung.

Damit begann eine bis heute nicht mehr beendete Debatte über die hierarchische Kirchenverfassung, die Rolle des Papstes, das Lehramt und die Sanktionierung abweichender Positionen. Das Zeitfenster begann sich zu schließen. Gleichzeitig mit der internationalen Kritik am Papstwort endete der Prager Frühling durch den Einmarsch der Truppen des Warschauer

Paktes. Die gleichzeitigen Vorgänge in Prag und Rom erschienen mir wohl auch wegen der Grenznähe irgendwie miteinander verwandt zu sein: Macht und Autorität hatten gesiegt. In jenen Jahren nach dem Konzil trafen sich junge Christen und reformorientierte Geistliche in diversen Kreisen und Vereinigungen: Die SOG als Solidargemeinschaft, der Lainzer Kreis, ursprünglich als reiner Priesterkreis, später und bis heute ein Treffen reformorientierter Christinnen und Christen.

Mangel an Frischluft

Man spürte die Gegensteuerung aus Rom – oder in der Metapher von den offenen Fenstern und dem Wind der Reform: die abgestandene Luft und den Mief in einer sich wieder einbunkernden Kirche. Die frische Luft von zehn Jahren hielt zwar noch einige Zeit an. Doch der offene Diskurs wurde zuerst gebremst, dann verboten. Professoren wurden abgesetzt, Autoren gemäßregelt, römische und päpstliche Lehrschreiben mahnten und verschärften den Ton. Im deutschen Sprachraum brachten es theologische Abweichler zu einem kirchenkritischen Kultstatus, wurden berühmt und Bestsellerautoren – darunter die vielleicht bekanntesten: Hans Küng und Eugen Drewermann. Bücher wurden verurteilt und ihre Autoren abgekanzelt. (Als kleinen Fisch unter größeren Fischen traf es auch mich und eines meiner Bücher.)

Der von Papst Pius X. 1910 eingeführte Antimodernisteneid war erst 1967 abgeschafft worden. Nach zwei Jahrzehnten des eidlosen Vertrauens auf den Klerus wurde jedoch 1989 ein neuer Treueeid gegenüber dem kirchlichen Lehramt eingeführt. Die Problematik eines Gesinnungseides wurde von den Hierarchen bis heute nicht erkannt: Was nützt ein Eid auf etwas, vom dem man nicht mehr überzeugt ist. (Zudem gibt es in der Bergpredigt ein biblisches Wort Jesu, nicht zu schwören.) Man merkt es bis heute an der theologischen Literatur: Universitätstheologen hüten sich, gefährliche Texte zu veröffentlichen. Wer sich um einen Lehrstuhl bewerben will, darf sich keine romkritischen Positionen leisten. Die

■ Inzwischen erwarten viele Gläubige auch nicht mehr, dass ihre Seelsorger allein und ohne Beziehung leben.

■ **Im Vatikanischen Palast sitzt wieder ein einsamer Hierarch, der in der Meinung gefangen ist, er allein müsse die Kirche lenken, weil sie es selbst nicht kann.**

Bischofsernennungen zogen den Kreis der möglichen Kandidaten so eng, dass eine ganze Reihe von schrulligen oder extrem autoritären Bischöfen ihre Diözesen in Aufruhr brachten. Allein im kleinen Österreich gab es etliche Bischöfe, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren – bis zu den finalen Skandalen um den Wiener Kardinal und den Bischof aus St. Pölten.

Der traurige Marsch ins Abseits

Dem Aufstieg der Jahre um das Konzil folgte ein mehrfacher Niedergang, der in seiner Dramatik und Drastik in eine regelrechte Kirchenkatastrophe führte: Innerhalb weniger Jahre verlor die Kirche 20 % ihrer Priester, vor allem durch Heirat, aber auch im Dissens zur nunmehr wieder härter eingeforderten Autorität des Lehramtes. Der Priesternachwuchs stagnierte auf einem derart niedrigem Niveau, dass die Neupriester nicht einmal die Lücken schließen konnten, die durch die vielen Amtsniederlegungen entstanden waren. Das Durchschnittsalter der Geistlichen stieg seither auf den heutigen Stand von etwa 65 Jahren. Zugleich blieb der Zölibat bestehen, dessen Reform man in den Jahren bis zur Zölibatszyklika 1968 erhofft hatte. Allerdings mit dem Unterschied, dass er in steigendem Maß missachtet wird. Kein Bischof kann es heute wagen, die vielen Priester, die in eheähnlichen Verhältnissen leben, zu entlassen. Inzwischen erwarten viele Gläubige auch nicht mehr, dass ihre Seelsorger allein und ohne Beziehung leben. Bei dem gehobenen Durchschnittsalter des Klerus fällt das auch wenig auf – man hat sich in der institutionellen Doppelmoral häuslich eingerichtet.

Die Bischofssynoden, die nach dem Konzil in kurzen Abständen als Versammlungen zur permanenten Mitbestimmung tagten, wurden zunehmend bevormundet, ihre Ergebnisse nachträglich verändert und zuletzt gar nicht mehr erfragt. Konzilsreformen wurden teils verwässert, teils aufgehoben. Völlig hinter das Konzil zurückzugehen, hat man bisher vermieden – doch der Trend wurde deutlich: Viele in der Kirchenleitung sehen im

Konzil eine Panne. Der Wiener Weihbischof Krätzl verwendet dafür die Metapher: „im Sprung gehemmt“. Man darf das ruhig drastisch sehen: Ein im Sprung gehemmtes Pferd muss stürzen. Vom brüderlichen Papst Johannes bis zum hochgelehrten Papst Benedikt führt ein Weg zurück in ein diktatorisches Papstamt. Die frische Luft ist verbraucht. Im Vatikanischen Palast sitzt wieder ein einsamer Hierarch, der in der Meinung gefangen ist, er allein müsse die Kirche lenken, weil sie es selbst nicht kann. Das Intermezzo der Moderne ist zu Ende.

Ein unsichtbares Schisma?

Die Frau hat in der Kirche wieder zu schweigen, die Gläubigen haben zu gehorchen, die Bischöfe sind Sprachrohr des Papstes und die Priester Sprachrohr des Bischofs. Ob es jedoch gelingt, das sogenannte „Volk Gottes“ wieder auf den römischen Pfad zu bringen, muss bezweifelt werden. Die Mehrheit der Gläubigen in unseren Breiten wünscht sich weibliche und verheiratete Priester, großzügige Regeln für Empfängnisverhütung und Sexualmoral, gütigen Umgang mit Geschiedenen und eine Mitbestimmung bei den Bischofsernennungen. Das Kirchenvolksbegehren von 1995 (nach dem Skandal um Kardinal Groer) hatte diese Forderungen erhoben. Mehr als zwölf Jahre danach fühlen sich viele Gläubige, vor allem die Frauen, wie unmündige Kinder behandelt. Der „moderate Ungehorsam“ wird zum Gleitmittel im innerkirchlichen Dissens. Das Predigtverbot für theologisch universitär gebildete Pastoralassistentinnen und Pfarrassistenten lässt sich kaum durchsetzen, zumal die Diakone ohne Theologiestudium und nur auf Grund der Weihe predigen. Wie lange man eine Gemeinschaft gegen deklarierte Mehrheiten zusammenhalten kann, wird sich weisen. Manche sprechen bereits jetzt von einem unsichtbaren Schisma. Wird man tatsächlich alle Türen und Fenster verrammeln können? Mit dem Buchtitel eines Werkes aus der Zeit nach dem Konzil gefragt: „Wird die Kirche zum Grab Gottes?“